

REPRODUCED FROM THE COPY IN THE
HENRY E. HUNTINGTON LIBRARY

FOR REFERENCE ONLY. NOT FOR REPRODUCTION



Die

Russischen Schwestern.

Eine Geschichte von der

Belagerung von Sebastopel.

Von

Lieutenant Robert Russell.

Vollständig in einem Bande.

Herausgegeben von Arthur M. Orton.

Baltimore, Philadelphia, New York und Buffalo.

1856.



THE RUSSIAN SISTERS.

Entered according to Act of Congress, in the year 1855, by
A. R. ORTON,
In the Clerk's Office of the District Court of the United States, in and for the
Eastern District of Pennsylvania.

Die russischen Schwestern.

Erstes Kapitel.

Der Wirth. — Der Bootsmann. — Der Fremde. — Das Anerbieten. — Die gefährliche Fahrt. — Die Landung. — Die Unterhaltung.
Das Gasthaus und der Wirth.

Im südlichen Theile von Rußland, nicht weit von dem Dorfe Djurea, stand vor einigen Monaten ein Gasthaus, das von Reich Stractdoff gehalten wurde. Dasselbe stand in der Nähe des Dnieper, gerade gegenüber von der Stadt Ekaterinoslar, mitten in einem Grunde von ungefähr zwei Acres und war von einem hohen Zaune umgeben. Seine Vorderseite schaute nach der gegen Jaganbog führenden Straße, seine Hinterseite nach dem Flusse; für die Bootsleute und die den Fluß passirenden Reisenden war eine Hinterthüre angebracht, während die, welche vorn am Thore anhielten, durch die Vorderthüre eintraten. Die Hinterthüre bezeichnete man mit einem Namen, der auf Deutsch etwa „Bootsmann-Thüre“ heißt, die Vorderthüre nannte man die „Fußgänger-Thüre.“

Wir müssen dem Leser ein gedrängtes Bild von dem Wirth entwerfen. Reich Stractdoff war ein geborener Russe. Schon in seinem achtzehnten Jahre trat er in die Armee und war bei dem großen Brande von Moskau zugegen. Kurz darauf wurde er von den Franzosen gefangen genommen, aber bald wieder befreit. Nach Beendigung des Krieges kehrte er in sein Geburtsdorf zurück, wo er zu seiner Betrübnis erfuhr, daß seine Eltern während seiner Abwesenheit gestorben seien und er nunmehr in der Welt allein stehe. Seine angeborene Reiseflust trieb ihn nach England, wo er mehrere Jahre verweilte. Dann kehrte er in's Vaterland zurück; sein erworbenes Geld reichte gerade zum Ankaufe des Gasthauses und des schon genannten Grundes hin. Hierauf sah er sich nach einer Frau um; ein armer Mann in seiner Nachbarschaft hatte eine lebenswürdige Tochter; Reich machte ihr einige Wochen den Hof, hielt um sie an und bekam sie.

Ein Jahr nach der Hochzeit schenkte ihm seine Frau eine Tochter, ein Jahr nachher starb sie. Reich betrauerte ihren Verlust tief, doch die Zeit linderte seinen Kummer. Des einsamen Lebens überdrüssig, heirathete er auf's Neue. Es war ein Jahr seit seiner zweiten Hochzeit verflossen, als sich abermals eine kleine Tochter einstellte. Nun wurde der Gedanke, England wieder zu besuchen, so mächtig in ihm, daß er nicht widerstehen konnte. Er sagte Weib und Kind Lebewohl, verließ

die Heimath und 16 Jahre sollten verstreichen, ehe er das Ufer des Dnieper wieder sah.

Seinen Aufenthalt in England schildern wir nicht näher. Er gerieth daselbst in schlechte Gesellschaft, verschwendete sein Geld und kam in Gefahr, Hungers zu sterben. Es fiel der Verdacht auf ihn, an einigen verwegenen Räubereien Theil genommen zu haben und er wurde verhaftet. Seine Schuld wurde erwiesen und man sandte ihn nach Botany Bai. Bei der Ankunft daselbst erklärte ihm der Capitän des Schiffes, daß er sogleich in Freiheit gesetzt werde, wenn er seine Mitschuldigen verrathe und daß er in diesem Fall noch überdies ein Geschenk von 500 Pfund erhalte. Er nahm dieses verführerische Anerbieten an und wurde demgemäß nach England zurückgebracht, wo in kurzer Zeit alle seine Mitschuldigen verhaftet und eingesteckt wurden.

Des Aufenthaltes in England müde, begab sich Stractdoff nach den Vereinigten Staaten. Hier trieb er die Wahrsagerei und war nach drei Jahren ein reicher Mann. Nun beschloß er, nach Rußland zurückzukehren, woselbst er nach einer stürmischen Fahrt glücklich anlangte. Er hatte während seiner Abwesenheit mehrmals an seine Frau geschrieben, da ihm aber keine Antwort zukam, so hielt er sie für todt. Man denke sich seine Freude, als er sie im blühendsten Wohlsein fand. Das Gasthaus hatte eine gute Kundschaft und Stractdoff hoffte hier seine Tage in Frieden zu verleben. Ob dieser Wunsch in Erfüllung gieng, das wird die Folge lehren.

Zu der Zeit von der wir sprechen, war seine älteste Tochter, Minie Stractdoff, 18 Jahre alt. Sie war ein schönes Mädchen mit klaren schwarzen Augen, dunklem Haar, weißen Perlenzähnen, hübscher Figur und lieblichem Gesichte. Kurz sie war „ein Wesen, geschaffen zum Lieben und zum Geliebtwerden.“ Sie hatte einen leichten fröhlichen Sinn, und freute sich der Gegenwart, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. Als ihr Vater ankam trippelte sie ihm lustig entgegen und sprach mit ihm, als wäre er nur einen Tag abwesend gewesen. Dann sprang sie davon. Sie war sehr romantisch und wanderte zuweilen Nachts bis zur Morgendämmerung am Flußufer hin und her. Kein König hätte sich dieses lebenswürdigen Geschöpfes zu schämen gebraucht, man kann sich daher den freudigen Stolz denken, mit dem ihr Vater auf sie blickte.

Die jüngere Tochter hieß Lisbrin, wie ihre Mutter. Auch sie war schön, aber ganz verschieden von ihrer Schwester. Ihre Augen strahlten blendender als der künstlichste Diamant, ihr Haar wetteiferte an Schwärze mit der Nacht und fiel frei und ungesflochten auf ihre schneeweißen Schultern nieder; ihr Gesicht war bleich und schön und wenn sie lächelte, erhielten ihre Züge einen unwiderstehlich gewinnenden Ausdruck. Wäre ich der Herr der ganzen Erde, mit Freuden gäbe ich Thron und Scepter für einen solchen Engel dahin! Liebliches Wesen! Welche Feder wäre würdig, dich zu beschreiben? Welcher Dichter groß genug, dein Lob zu singen? Keiner! Keiner!

Es war ein stürmischer Abend im September 1854. Die Bewohner des kleinen Dorfes Djurca verschlossen die Thüren ihrer Häuser und suchten beim Feuer ihres Herdes Schutz vor dem scharfen Winde der

von dem Flusse her wehte. In Ekatherinoslar war außer den Wächtern kein Mensch auf der Straße zu finden und diese zogen ihre schweren Pelzmäntel noch fester um sich und stampften den Boden, um ihre Füße vor dem Froste zu schützen. Oft traten sie in die vielen durch den Flecken zerstreuten Trinkhäuser, um sich an dem Ofen zu wärmen, den sie nur mit Seufzen wieder verließen. Es war eine jener schrecklichen Nächte, die in Rußland eben keine Seltenheit sind.

In einem Haus, dessen Vorderseite dem Flusse zugekehrt war, saßen zwei Personen, ein Mann und eine Frau, am Feuer und unterhielten sich miteinander. Der Mann rauchte aus einer langen Pfeife, die Frau nähte. Manchmal erhoben beide den Kopf und schauten nach dem Fenster. Das Zimmer war sehr klein und in der einen Ecke stand ein Bett; in der andern sah man vier Ruder und an den Wänden hingen mehrere Gemälde mit Scenen aus dem Leben Peters des Großen. Den Boden bedeckte kein Teppich, auch sah man nirgends ein Buch. Ueber dem Kaminsims hing das Bild eines Schiffes, darüber ein Speer und darüber ein Gewehr mit Bajonnet und Pulverhorn. Nach einer kurzen Pause begann der Mann:

„Es ist eine gefährliche Nacht; viele Schiffe werden stranden, ehe der Morgen kommt. Der Sturm im letzten Januar war nichts gegen diesen!“

„Du hast Recht, Mann,“ antwortete die Frau. „Wie froh bin ich, daß du hier bist; denn wärest du vom Hause weg, so würde mich die Angst um dich tödten!“

„Nicht für zehn Goldrubel würde ich heute Nacht über den Dnieper fahren,“ sagte der Mann. „Horch! Hörtest du nicht an die Thüre klopfen?“

„Es war der Wind,“ sagte die Frau, sie legte aber doch ihre Arbeit zur Seite.

„Nein es war nicht der Wind,“ entgegnete der Mann, sich erhebend. Noch ehe er die Thüre erreicht hatte, öffnete sie sich und herein trat ein in Pelz gehüllter Mann, der, ohne ein Wort zu verlieren, die Thüre schloß und sich an's Feuer setzte.

„Eine verdammt kalte Nacht!“ begann der Fremde, der inzwischen seinen Pelzrock abgelegt, mit rauher widerlicher Stimme, „verzeihet, daß ich so ohne alle Umstände bei Euch eindringe. Seid Ihr ein Bootsmann?“

„Ja.“

„Ich wünsche heute Nacht über den Fluß zu fahren.“

„Unmöglich,“ lautete die Antwort, „die Wellen sind berghoch, mein Boot würde sogleich versinken. Sehet selbst!“ — Dabei deutete er nach dem Fenster.

Der Fremde erhob sich und trat an's Fenster.

„Nah!“ sagte er, indem er auf die dunkeln Wellen des Flusses blickte, die blitzschnell an dem Hause vorüberschoßen; „was schadet's, wenn das Wasser hoch geht und sein Lauf reißend ist? Mein Arm ist stark und geübt, mein Herz tapfer; so kann es nicht fehlen, daß wir das jenseitige Ufer wohlbehalten erreichen.“

„Ich gehe nicht,“ antwortete der Bootsmann, „denn das hieße geradezu sich in den Tod stürzen! Wartet bis zum Morgen.“

„Ich muß heute Nacht noch hinüber,“ sagte der Fremde, und nachdem er das ganze Zimmer flüchtig überblickt, fuhr er fort: „Ihr seid arm — sehet — hier ist Gold,“ dabei warf er mehrere Goldstücke auf den Tisch.

„Ich lasse mich durch keine Summe der Welt bewegen, Euch und mich in's Verderben zu schicken,“ sagte der Bootsmann mit einem Blicke auf sein Weib, welches ihm ernst und mahnend in's Gesicht schaute.

„Ah — ich habe Euch nicht genug geboten,“ sagte der Fremde und legte eine Hand voll Rubel auf den Tisch. Der Bootsmann warf von Neuem einen fragenden Blick auf sein Weib, aber sie schüttelte den Kopf.

„Nicht um alle Welt lasse ich Euch heute Nacht über den Fluß setzen,“ mit diesen Worten erwiderte sie den forschenden Blick ihres Mannes.

„Aber bedenke, liebes Weib, hier sind vierzig Rubel, die uns lange Zeit nähren werden und die ich durch eine einzige Fahrt über den Fluß verdiene.“

„Ach — von dieser Fahrt würdest Du niemals wiederkehren!“

„Doch! Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß ich zurückkehre,“ antwortete der Bootsmann.

„Es ist ja gar keine Gefahr,“ setzte der Fremde hinzu.

„Kommet, sie gibt sich zufrieden,“ sagte der Bootsmann, „nehmet zwei von diesen Rudern und folget mir.“

Die zwei Männer verließen das Haus. Die Frau aber sank auf einen Stuhl und brach in Thränen aus.

Niemals sollte sie ihren Mann wiedersehen.

„Mein Boot ist nur wenige Schritte von hier,“ sagte der Bootsmann zu dem Fremden; „sehet, dort liegt es!“ Dabei wies er mit dem Finger auf ein langes schmales Boot. „Es ist ein tüchtiges Fahrzeug, trotz seinem unscheinbaren Aussehen. Tausendmal habe ich den Fluß in ihm durchfahren und hoffe dies noch tausendmal zu thun.“

Das Boot wurde an den Strand gezogen und beide stiegen ein.

„Wenn ich „Abgestoßen“ rufe,“ sagte der Bootsmann, „so stoßet mit Eurer ganzen Kraft vom Lande. Seid Ihr fertig?“

„Ja,“ antwortete der Fremde, indem er sich, des Signals gewärtig, vorwärts beugte.

„Nun denn abgestoßen!“ rief der Bootsmann, und getrieben von vier starken Armen, schoß das Boot mit der Schnelligkeit eines Vogels gegen das jenseitige Ufer. Nach drei Minuten befanden sie sich in der Mitte des Stromes. Um und um war es finster, unter ihnen strömten die dunkeln Wellen des Dnieper. Der Wind heulte und der Strom drohte das Schiffchen jeden Augenblick zu verschlingen. Keiner von Beiden sprach ein Wort.

Da brach der Bootsmann das Schweigen mit dem Rufe: „Rudert im Tempo, haltet gleichen Takt mit mir!“

„Wie weit haben wir noch zu fahren?“ fragte der Fremde, dessen Kraft nach und nach zu ermatten begann.

„Wir sind jetzt halbwegs,“ war die Antwort.

„Wie der Wind bläet! Rudert schneller, wenn Ihr könnt.“

„Nur ganz im Tempo,“ sagte der Bootsmann.

Bliss schnell schoß das Boot durch die Wellen, nur noch einige Augenblicke und sie waren am Ufer.

„Nun noch einen tüchtigen Ruderschlag, dann sind wir am Strande,“ sagte der Bootsmann.

„Eins, zwei, drei! Jetzt!“ schrie der Fremde und das Boot stieß an's Ufer. Beide sprangen heraus.

„Nun sind wir in Sicherheit, aber es war eine gefährliche Fahrt,“ meinte der Bootsmann.

„Was für ein Licht ist dort?“ fragte der Fremde.

„Es ist ein Wirthshaus,“ war die Antwort.

„Ein Wirthshaus, was für ein Wirthshaus?“

„Nun — die Wirthschaft des Reich Stractdoff.“

„Ha!“ rief der Fremde, zurückprallend; „saget Ihr Reich Stractdoff?“

„Ja das ist der Name des Wirthes. Doch was ist Euch? Meine ich doch Euer Herz klopfen zu hören!“

„Wer ist dieser Reich Stractdoff?“

„Sagte ich Euch doch, er sei der Besitzer des Wirthshauses.“

„Ja —; seid Ihr bekannt mit ihm?“

„Freilich, und zwar schon sehr lange, schon seit er meine Tochter geheirathet hat.“

„So, er ist verheirathet?“ fragte der Fremde in nachdenklichem Tone.

„Ja.“

„Wie sieht er aus?“

„Groß, ziemlich kräftig, dabei ist er kein Freund vom Sprechen; nur selten öffnet er den Mund und auch dann bloß, um eine Frage zu beantworten.“

„Hat er nicht eine Schramme am Backen?“

„Ja.“

„Er ist's, er ist's. Doch halt — ich muß mich der Sache noch mehr versichern. — Wie lange wohnt er schon hier?“

„Er ist da im Dorfe geboren.“

„Ist er jemals von hier abwesend gewesen?“

„Schon oft.“

„Ich meine — längere Zeit hindurch?“

„In seinem achtzehnten Jahre trat er in die Armee und blieb mehrere Jahre fort.“

„Und dann?“

„Nach seiner Rückkehr heirathete er. Einige Jahre nach seiner Verheirathung verließ er die Heimath auf's Neue und blieb, glaube ich, sechszehn Jahre abwesend.“

„War er in England?“

„Zweimal.“

„In den Vereinigten Staaten?“

„Einmal, und zwar drei Jahre lang, wenn mir recht ist.“

„Ah — er ist es!“

„Kennt Ihr ihn?“

„Ich habe ihn einmal gefaunt,“ antwortete der Fremde in sonderbarem Tone.

„Er wird Euch mit Freuden willkommen heißen,“ sagte der Bootsmann.

„Ich hoffe das,“ erwiderte der Fremde, „denn ich bin nicht gewohnt, mich den Leuten aufzudrängen.“

„Was ist das?“ rief der Bootsmann; man hörte nämlich von der andern Seite des Flusses her ein schreckliches Geräusch. Kaum hatte der Bootsmann den Mund geschlossen, als das Firmament durch mehrere schnell auf einander folgende Blitze erhellt wurde. In dieser grellen Beleuchtung sah der Bootsmann, daß der Strom das andere Ufer überschwemmt und sein Haus hinweggerissen hatte. Man hörte noch einen matten Schrei, dann war Alles still, nur die Wogen rauschten noch. „O Himmel, ich habe mein Weib verloren!“ rief der Bootsmann, und ohne weiter ein Wort zu verlieren, stürzte er sich in das Boot, setzte die Ruder ein und fuhr nach dem andern Ufer. Er war noch nicht zwölf Yards gefahren, als der Bug des Bootes an einen Felsen stieß, sich sogleich mit Wasser füllte und unter sank. Der Bootsmann klammerte sich an den Rand des Felsens und arbeitete sich empor. All' das währte nur einige Minuten. Bis jetzt hatte er keinen Hülfseruf ausgestoßen; doch jetzt schrie er laut, aber seine Stimme wurde von dem Tosen des Stromes und dem Brüllen des Sturmes überhäubt. Nach fünf Minuten war er so heiser, daß er nur noch flüstern konnte. Todesmatt legte er sich nieder und war nach wenigen Minuten eingeschlafen.

Folgen wir jetzt dem Reisenden.

Sobald sein Begleiter ihn verlassen hatte, eilte er nach dem Wirthshause, dessen Lichter ihm statt eines Wegweisers dienten. Bald hatte er die Thüre erreicht und ohne anzuklopfen öffnete er und trat ein. Nur eine Person war im Zimmer und saß am Feuer; es war der Wirth selbst. Er erhob sich beim Eintritt des Fremden und ergriff die Lampe, um denselben näher zu betrachten.

„Lasset die Lampe nur an ihrem Plaze,“ sagte der Fremde, „das Licht thut meinen Augen weh.“

„Setzet Euch,“ sagte der Wirth, indem er einen zweiten Stuhl an's Feuer stellte. „Seid Ihr über den Fluß gefahren?“

„Ja,“ antwortete der Andere kurzangebunden.

„Da habt Ihr eine stürmische Fahrt gehabt.“

„Ja wohl.“

„Ich dachte mir's,“ sagte der Wirth. „Was gibt's Neues?“

„Weiß nichts,“ lautete die Antwort.

„Wie steht es mit dem Kriege?“

„Vortrefflich, Sebastopol ist noch nicht genommen.“

„Das freut mich.“

„Mich freut's nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil ich ein Engländer bin.“

Der Wirth erhob sich halb von seinem Stuhle.

„Bleibt sitzen,“ sagte der Fremde. „Unsere beiden Nationen mögen sich bekämpfen, so lange sie Lust haben, aber wir wollen Frieden halten.“

„Wer seid Ihr?“ fragte der Wirth.

„Ein Engländer.“

„Eure Stimme kommt mir so bekannt vor.“

„Das mag sein.“

„Wie heißet Ihr?“

„Wie es Euch beliebt.“

„Wo wohnet Ihr?“

„Nirgends. Ich bin ein Reisender.“

„So — Ihr wollet mir nicht antworten?“

„Selbst wenn ich es wollte, würdet Ihr nichts dabei gewinnen.“

Der Wirth warf einen durchdringenden Blick auf den Andern, und dieser zog den Mantel fester um sich.

„Seid Ihr nicht hungrig?“ fragte der Wirth.

„Nicht im mindesten.“

„Seid Ihr ein Freund von Wein?“

„Ich trinke niemals Wein.“

„Wollet Ihr eine Pfeife?“

„Ich rauche nicht.“

So auf allen Punkten geschlagen, gedachte der Wirth dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Und das ist der Mann der nur den Mund öffnet, wenn er gefragt wird?“ dachte der Fremde. „Geht doch seine Zunge so schnell wie die eines Hausirers im Yankee Lande. — Seid Ihr ein Freund von Geschichten, Wirth?“

„Vom Zuhören ja — aber vom Erzählen nicht.“

„Nun, wenn Ihr's wünschet, will ich Euch was erzählen.“

„Thut es.“

„Ein Freund hat mir's mitgetheilt. Passet auf.“

Zweites Kapitel.

Die Erzählung. — Der Sterndeuter. — Ein neues Mittel Geld zu machen. —

Der Mordversuch. — Schreckliche Entdeckung. — Der Eid.

Ende des Kapitels.

Der Fremde begann

Es ist eine sonderbare Geschichte und doch müßte ich mich sehr irren, wenn Ihr nicht schon davon gehört habt. Sie trug sich vor einigen Jahren in einer großen Stadt der Vereinigten Staaten zu. Thomas Angeli, ein berühmter Wahrsager, dessen Prophezeiungen gar oft in Erfüllung gegangen sein sollen, saß eines Tages in seinem Geschäftszimmer, als sich die Thüre öffnete und ein Diener eintrat. Diesem folgte ein großer, finster aussehender junger Mann in einen Mantel gehüllt. In der Meinung, der Fremde wolle sich wahrsagen lassen, bot ihm Angeli einen Sitz an und befahl dem Diener, das Zimmer zu verlassen.

Kaum hatte der Letztere diesem Befehle gehorcht, so trat der junge Mann an die Thüre und drehte den Schlüssel herum. Dann nahm er wieder Platz und heftete seine dunkeln Augen auf den Wahrsager.

„Sind wir allein?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete Angeli in einem etwas fremden Accent.

Ein großer Ofenschirm stand am Feuer; der Fremde erhob sich und warf denselben mit einem Fußtritte um.

„Manchmal sind hinter solch einem Schirm ein Paar gespitzte Ohren versteckt,“ sagte er nachlässig und setzte sich wieder.

„Doch jetzt an unser Geschäft.“ Er hielt inne und fixirte den Stern-
deuter aufmerksam.

„Euer Name ist —“

„Angeli,“ antwortete der Sterndeuter.

Der Fremde lächelte.

„Wäre Euer fremder Accent, falscher Bart und dunkle Haut nicht, so wollte ich wetten, daß wir uns schon gesehen.“

Angeli machte eine Bewegung der Ungeduld. Der Fremde fuhr fort:

„Einige Wochen Übung und man ist im Stande, den Ton seiner Stimme zu ändern; ein chemisches Präparat und die Hautfarbe verdunkelt sich; und einen falschen Bart kann man bei jedem Perückenmacher bekommen; so verwandelt sich der Herr John Thompson, der im lustigen Altengland zur Deportation verurtheilt wurde, in einen italienischen Wahrsager.“

Angeli zog den Tisch näher an sich und hatte, ehe sich's der Fremde versah, eine Pistole in der Hand. Er spannte den Hahn und zielte gegen den Fremden.

„Ihr kennt mich,“ sagte er. „Ihr führet Böses gegen mich im Schilde — seht ich bin bewaffnet; ein leiser Druck auf diese Waffe und Ihr seid des Todes.“

„Ihr werdet nicht schießen,“ sagte der Fremde kaltblütig.

„Warum nicht?“

„Weil der Schuß das ganze Haus in Alarm bringen würde.“

„Ihr irret Euch,“ sagte Angeli. „Es ist eine Luftpistole, sie würde Euch in aller Stille aus der Welt schaffen. Doch was wollt Ihr denn eigentlich hier?“

„Leget Eure Pistol weg,“ sagte der Fremde, „und ich will Euch den Zweck meines Kommens mittheilen. Ich bin nur in geschäftlicher Absicht da, und wenn Ihr auf meinen Vorschlag eingehet, so könnte sich Eure Börse darüber gratuliren.“

„A — womit kann ich Euch dienen?“ fragte Angeli.

„Eben in Eurem Fache als Sterndeuter.“

Angeli legte die Pistole auf den Tisch.

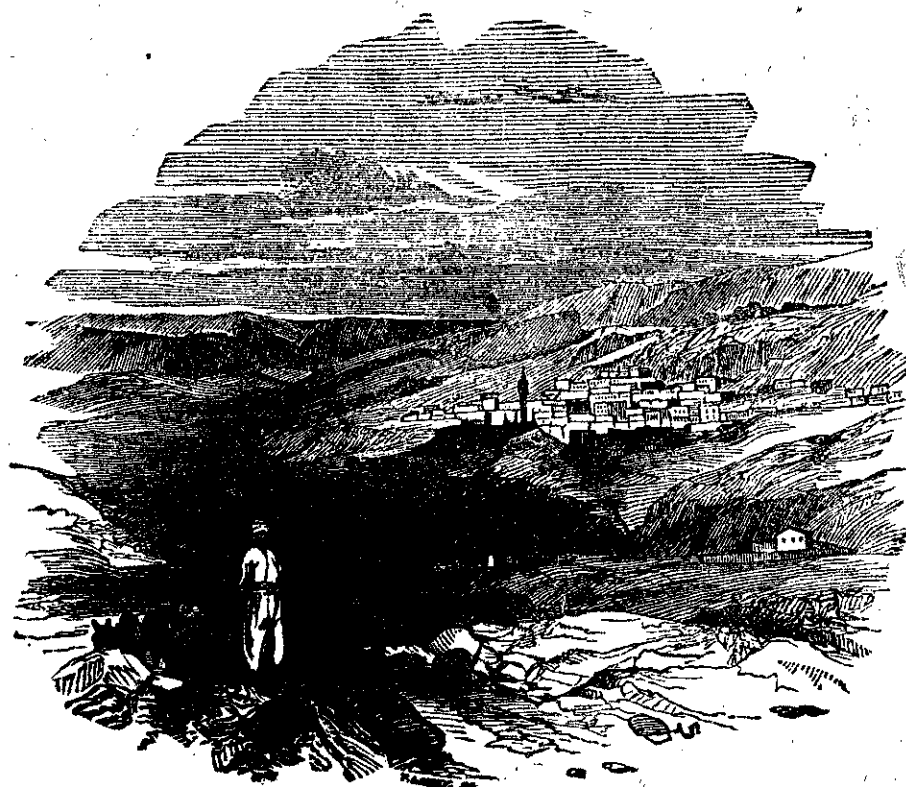
„Morgen Nacht,“ sagte der Fremde, den wir James Wirt nennen, werde ich mit einer Dame hierherkommen. Bei unserem Eintritt in's Zimmer müßt Ihr sie bei Ihrem Namen — Emilie Carroll — anreden. Das wird sie frappiren.“

„Ja,“ sagte Angeli, „aber welchen Zweck habt Ihr bei alle dem?“

„Ich will es Euch sagen, dann werdet Ihr meinen Plan verstehen. Emilie Carroll ist eine Erbin von zweihunderttausend Dollars; sie ist schön und abergläubisch; sie hat von Eurem Rufe gehört und wünscht Euch deshalb um Rath zu fragen. Ich möchte hieraus Vortheil ziehen, denn ich liebe sie und will sie heirathen.“

„Ihr Geld — nicht wahr?“ fragte Angeli mit spöttischem Lächeln.

„Beides,“ antwortete Wirt, „Geld und Liebe — —“



„Ich kenne das,“ unterbrach ihn Angeli. „Ihr wollet, ich solle ihr weiß machen, daß es ihre Bestimmung sei, Euch zu heirathen.“

„Ganz recht.“

„Wenn ich mich aber weigern würde?“

„Das werdet Ihr nicht!“ sagte Wirt zornig.

„Wenn ich es aber doch thun würde?“

„Dann wäre es eine Stunde darauf in der ganzen Stadt bekannt, daß der italienische Sterndeuter Thomas Angeli ein entlaufener Verbrecher ist; ja noch mehr, ich würde Euch wegen Hintergehung des Publikums verhaften lassen. Habt Ihr immer noch im Sinne, Euch zu weigern?“

„Nein, ich werde thun, was Ihr wünschet.“

„Und wie viel verlanget Ihr?“

„Sehr viel.“

„Die Summe!“

„Zweitausend Dollars.“

„Dieselben sollen Euch bezahlt werden, sobald die Zusammenkunft stattgefunden. Vergesst nicht: Ihr dürft mich nicht kennen. Heute Abend werde ich Emiliens Tagebuch entwenden und es Euch schicken. Es sind darin einige Skizzen, von ihrer eigenen Hand gezeichnet: darunter ihr Geburtsplatz, das Haus, in welchem sie ihre Kindheit verlebte und andere mehr. Aus dem Tagebuche könnet Ihr Alles entnehmen, was Ihr brauchet.“

„Alles soll nach Eurem Wunsche geschehen,“ sagte Angeli, und als der Fremde das Zimmer verlassen hatte, warf er sich in seinen Sessel. Ein eigenthümliches Lächeln schwebte um seine Lippen, als er die Pistole wieder in die Tischschublade legte. Mit der Faust auf den Tisch schlagend, rief er:

„Ich will es thun, dann aber reise ich nach Europa.“

Er zog die Glocke und befahl hierauf dem eintretenden Diener: „William, geh' in das Schiffsbureau und erkundige Dich, wenn das nächste Schiff nach England abgeht. Sobald Du zurück bist, so zeige dies Haus nebst seinen Möbeln in der Zeitung zum Verkauf an.“

Der Diener verließ mit einer Verbeugung das Zimmer.

„Ich will diesen James Wirt — wie er sich nennt — lehren, was es heißt, mir zu drohen!“ murmelte der Sterndeuter.

Nach einer halben Stunde kehrte der Diener zurück.

„Was ist's?“

„Alles in Ordnung! übermorgen um 12 Uhr segelt der Arrow ab. Ich habe Euch einen Platz auf dem Schiffe bestellt.“

„Gut!“ rief der Sterndeuter.

Der Diener verließ das Zimmer.

„Nur ungerne verlasse ich diesen Platz,“ sagte der Sterndeuter vor sich hin. „Arm kam ich hierher und als reicher Mann gehe ich. Der Rest meines Lebens soll ein friedlicher sein.“

Vierundzwanzig Stunden waren vorüber. Die Nacht war angebrochen. Der Sterndeuter saß in demselben Zimmer, in welchem wir ihn verlassen haben. Teppich, Möbel, Wände — Alles war in Schwarz gehüllt. Auf einem Tische mitten im Zimmer standen zwei brennende Kerzen; auf der rechten Seite erhob sich eine Plattform, vorn war ein

schwarzer Vorhang. Es läutete, die Thüre öffnete sich; der Diener trat herein, und hinter ihm gingen zwei Personen, ein Mann und ein Frauenzimmer. Bei ihrem Eintritt erhob sich der Sterndeuter.

„Sind James Wirt und Emilie Carroll hierher gekommen, um den Sterndeuter über ihr Schicksal zu befragen?“ mit diesen Worten eröffnete er das Gespräch.

Bei Nennung ihres Namens erbleichte Emilie.

„Ihr sprecht wahr,“ sagte Wirt. „Wir haben Euren Ruhm vernommen und sind hier, um uns prophezeihen zu lassen.“

„Was wollt Ihr wissen: die Vergangenheit, die Gegenwart oder die Zukunft?“ fragte Angeli. „Doch wozu frage ich? sagt mir doch meine Kunst von selbst, was Ihr wünschet. Zuerst will ich Euch die Vergangenheit zeigen. Sehet!“

Angeli erhob langsam seine Hand und sprach einige Worte in einer seinen Besuchern unbekannten Sprache. Als er geendet hatte, ging der Vorhang langsam auf, aber man sah nichts als einen trüben Nebel. Angeli erhob seine Hand von Neuem und der Nebel zertheilte sich; bei trüber Beleuchtung erblickte man ein kleines Haus und ein Stück von einer Farm. An jeder Seite des Hauses stand ein großer Ehesnuthaum.

„Kennet Ihr dieses Haus?“ fragte der Sterndeuter.

„Ja,“ erwiderte Emilie, kaum hörbar.

„Das ist das Haus, in dem Ihr geboren seid, dies das Haus, in dem Ihr Eure Kindheit verlebt habt.“

Wieder erhob der Sterndeuter langsam die Hand und von Neuem verhüllte ein trüber Nebel die Bühne. Einen Augenblick lang war Alles still.

„Sehet,“ sprach der Sterndeuter, seine Hand erhebend.

Der Nebel zertheilte sich, aber statt eines Hauses sah man jetzt eine Straße und zu der einen Seite derselben einen Zaun. Plötzlich erschien ein Frauenzimmer hoch zu Ross, das edle Thier scheute und es hatte den Anschein, als könne es die schöne Reiterin nicht bändigen. Man hörte einen Angstschrei — da sprang ein junger Mann über den Zaun, ergriff den Zaum des Pferdes und half der Dame absteigen. „Erkennen Sie das?“ fragte der Sterndeuter. „Die junge Dame ist Emilie Carroll, der junge Mann James Wirt.“

Wiederum hüllte sich die Bühne in Nebel und wieder zerstreute sich dieser.

„Sehet,“ sagte der Sterndeuter. „Ich habe Euch die Vergangenheit gezeigt; jetzt sollt Ihr die Zukunft schauen.“

Nachdem sich der Nebel ganz zertheilt hatte, sah man einen Galgen und daran hieng ein Mann, der den Zuschauern den Rücken bot.

„Sehet!“ rief Angeli. „Sehet!“ Der Gehängte drehte sich herum — es war James Wirt. — Der junge Mann stuzte einen Augenblick, dann sprang er vom Stuhle auf und packte den Wahrsager an der Gurgel.

„Verfluchter Betrüger!“ rief er, „was willst Du mit dieser Farce?“

Der Sterndeuter antwortete nicht; er konnte nicht sprechen, denn die Finger des Anderen drückten ihm die Kehle zu.

„Schurke!“ rief Wirt, „Du hast mein Ende prophezeit; ich werde

auf dem Schaffote sterben, und die Ursache meines Todes soll ein — Mord sein!"

Dabei zog er einen Dolch.

"Ich will nicht wehrlos sterben!" rief Angeli und strengte alle seine Kraft auf, um sich seines Feindes zu entledigen. Es gelang ihm. Aber noch ehe er die Thüre erreichen konnte, hatte ihn Wirt von Neuem gepackt. Doch schnell besonnen ergriff der Sterndeuter den Dolch, riß ihn dem jungen Manne aus der Hand und stieß ihn in dessen Brust. Mit leisem Seufzer fiel Wirt zu Boden. — — —

So lautete die Erzählung des Fremden. Der Wirth hatte mit athemloser Spannung zugehört. Jetzt aber sprang er auf, ergriff den Fremden an der Schulter und rief:

"Was ist dann weiter geschehen? Sagt, was ist geschehen?"

"Alles was ich weiß, ist — daß Angeli am nächsten Tage nach Europa reiste."

"Aber Wirt, was ist aus ihm geworden? Er ist gewiß im Gefängniß gestorben?"

"Nein, er lebt noch. Er erholte sich von seiner Wunde und reiste nach England. Dort trat er in die Armee und jetzt ist er auf dem Wege nach Sebastopol."

Der Wirth sank in den Stuhl.

"Was weiter?" fragte er.

"Er hat geschworen, den Sterndeuter zu erschlagen, wo er ihn treffe."

Der Wirth fuhr empor.

"Woher wisset Ihr alles das?" fragte er.

"Weil ich selbst in jene Geschichte verwickelt war!"

"Wie? — Ihr?"

"Ja ich! Ihr, Reich Stractdoff, seid der Sterndeuter; und ich —"

"Wer seid Ihr?"

"Ich bin James Wirt!" und seinen Dolch ziehend, setzte er hinzu: "ich bin hier, um meinen Eid zu halten!"

Der Wirth zog eine Pistole und spannte den Hahn.

"Keinen Schritt sollt Ihr vorwärts thun, oder ich jage Euch eine Kugel durch den Kopf!"

Trotz dieser Warnung schritt der Fremde vorwärts, aber in demselben Momente feuerte der Wirth. Die Kugel traf den Kopf, der Fremde fiel zu Boden.

"Er ist todt," murmelte Stractdoff, indem er neben dem Leichnam niederkniete. "Er gedachte mich zu tödten, und jetzt ist er todt! Aber wie soll ich den Leichnam verbergen?"

Er blieb einen Augenblick in tiefes Nachdenken versunken.

Plötzlich aber rief er: "Ah! so mache ich's. Merkwürdig, daß mir das nicht sogleich eingefallen ist. Der Strom ist tief, und in einer Stunde wird er den Leichnam viele Meilen von hier wegschwemmen." Dabei nahm er den Leichnam in die Arme und verließ mit einer Laterne und seiner blutigen Bürde das Haus.

Nach wenigen Minuten stand er am Strome, und zwar an derselben Stelle, wo Wirt eine Stunde vorher gelandet war. Er legte die Leiche nieder, erhob die Laterne und schaute hinaus auf den Strom.

"Verflucht!" murmelte er plötzlich und ließ die Laterne fallen. "Hat

mich da nicht Jemand bei Namen gerufen? Das kann niemand Anders gewesen sein, als hier der Erschossene, der Schuß hat ihn nicht ganz getödtet; aber das Wasser wird ihm den Rest geben."

Er erhob den Körper und stieß ihn in's Wasser; dann nahm er die Laterne und eilte nach Hause.

Wäre er nur einen Augenblick länger am Ufer geblieben, so hätte er auf einem Felsblock, einige Yards vom Ufer entfernt, eine dunkle Gestalt erblickt. Wirt's Körper wurde von der Fluth gerade nach jener Stelle getrieben, die Gestalt erhob sich und zog ihn zu sich empor auf den trockenen Stein. Es war der Bootsmann. Schnell knüpfte er Wirt's Rock auf und legte ihm die Hand auf die Brust.

"Gott sei Dank, er lebt!" rief der Bootsmann. "Der Gatte meiner Tochter ist kein Mörder. Aber warum hat er diesem da nach dem Leben getrachtet? Etwa um des Geldes willen? Nicht möglich, denn er hat ja in Hülle und Fülle. Ah — jetzt habe ich's, er suchte ihn zu ermorden aus Feindschaft. Das ist's. Sobald der Tag anbricht, will ich den Verwundeten in das Haus meines Bruders bringen; könnte ich doch sagen: in mein eigenes; aber das ist vom Strom verschlungen!"

Noch vor Tagesanbruch schlug der Engländer die Augen auf und befand sich ziemlich wohl; die Kugel hatte nur eine leichte Contusion verursacht. Er beantwortete die vielen Fragen des Bootsmannes nur kurz und unvollständig. Als es heller wurde, hörte der Sturm auf und sie gelangten an's Ufer. Der Bootsmann beschrieb dem Engländer den nächsten Weg, auf dem er seine Reise fortsetzen konnte; er selbst aber begab sich in das Wirthshaus, wo er mehrere Stunden blieb, ohne jedoch des Engländers auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen.

Drittes Kapitel.

England.—Die Eltern.—Alice Wilson.—Die Zusammenkunft.

Der Vater.—Die Abreise.

Der Leser möge uns in diesem Kapitel nach England begleiten.

England! schönes England! Wie viele deiner tapferen Söhne haben im letzten Jahre deinen edlen Boden verlassen, um nie wiederzu-kehren! Wie viele deiner tapferen Söhne haben vor den Mauern Sebastopols und auf dem Schlachtfelde an der Alma ihr Ende gefunden! Wie viele sind, Hand in Hand mit den Söhnen des fruchtbaren Frankreichs, gefallen bei dem vergeblichen Versuche, das Kreuz des heiligen Georg und die Fahne Frankreichs auf den Höhen von Sebastopol aufzuschlagen!

Sonniges Frankreich! Du Land des Weines, du Heimath Lamartine's, Victor Hugo's, Alexander Dumas'! Du Land, wo einst der große Napoleon herrschte! Wie viele deiner Heldensöhne wirst du noch verlieren, ehe der Krieg zu Ende ist!

Mahomed sagte einmal: "Meine Religion wird tausend Jahre blühen, dann wird sie allmählig absterben." Die Prophezeiung fängt an sich zu erfüllen.

Wer möchte zweifeln, daß das große Trauerspiel, das der Orient

und Europa jetzt anführen, das Werk Gottes, und nicht der Menschen, ist? Aber was wird das Ende dieses Krieges sein? — Die Zeit wird es lehren. Jetzt aber kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

Im südlichen England liegt das kleine Dorf Trentonville. Es ist ein schöner Ort. Zur Schilderung seiner zahlreichen Reize bedürfte es der Feder eines Irving. Am oberen Ende des Dorfes steht ein hübsches, kleines, zweistöckiges Haus, weiß angestrichen mit kleinen Fenstern und grünen Blenden. Bewohnt ist dasselbe von der Familie Williamson.

Es ist eine kleine Familie; vor einigen Monaten umfaßte sie noch vier Mitglieder: Vater, Mutter, ein Sohn und eine Tochter. Jetzt hat sich die Zahl vermindert; es sind ihrer nur noch drei!

Am einem klaren schönen Septembermorgen des Jahres 1854 saßen die Mitglieder dieser Familie an einem Tische und unterhielten sich über die Vorzüge des Kaffees, des Rahmes und heißer Semmeln. Da öffnete sich die Thüre und ein junger Mann in Officierskleidung trat hastig in's Zimmer.

„Vater, Mutter, Schwester, wie freut es mich, Euch zu sehen,“ rief der junge Mann, indem er dem Vater die Hand schüttelte und Mutter und Schwester küßte. „Ich habe glorreiche Neuigkeiten für Euch! und ich weiß gewiß, sie werden Euch freuen!“

„Was gibt es denn?“ fragte der alte Mann.

„Einfach Folgendes,“ antwortete der junge Mann, indem er sich in einen Sessel warf; „unsere Compagnie hat Befehl erhalten, sich übermorgen nach dem Kriegsschauplatz einzuschiffen und ich gehe mit.“

Die Eltern schwiegen bestürzt.

„Ist das nicht herrlich?“ fragte der junge Mann. „Bedenket als Major verlasse ich England und als General werde ich wieder zurückkehren. Ist mir nicht Glück zu wünschen?“

„Ach, nicht Ehrenstellung, sondern Krankheit und Tod erwarten Dich,“ sagte der Vater mit einem Seufzer.

„Sprechet nicht so!“ erwiderte der junge Mann, der Maurice Harper hieß. „Ihr wisset Vater, daß ich gehen muß; so laßt uns die Sache von der freundlichen Seite nehmen. Wir wollen uns den Abschied so leicht wie möglich machen. Ich habe nur noch drei Stunden Zeit.“

„Hast Du gefrühstückt?“ fragte die Mutter.

„Ja,“ war die Antwort. „Wie steht es mit Alice Wilson?“

„So gut wie immer.“

„Das freut mich. Wohnt sie noch am alten Platze?“

„Ja, sie besucht uns täglich.“

„Ich muß noch zu ihr! Ich werde bald wieder da sein;“ damit verließ er das Zimmer.

Nach wenigen Minuten stand er vor einem mitten in einem kleinen Garten gelegenen Hause. Er stieg die Treppe hinauf und läutete. Die Zeit, während deren er warten mußte, benützen wir, um ihn zu beschreiben.

Er war von hoher, schlanker Gestalt, sein kastanienbraunes Haar war zurückgekämmt und ließ so seine hohe geistvolle Stirn ganz frei; seine regelmäßigen schönen Züge waren bleich wie frischgefallener

Schnee, in seinen großen blauen Augen strahlte ein mildes Feuer; sein Gesichtsausdruck war sanft, beinahe weiblich, aber sein Herz war das eines Löwen. Das war der Mann, dem Alice Wilson ihr ganzes Herz geschenkt hatte. War er ihrer, war sie seiner nicht würdig?

Die Thüre öffnete sich, Alice trat hervor. Der junge Mann umhalste sie, sein Athem berührte ihre Wange. Sie stieß einen Ruf der Freude aus und erwiderte seine Zärtlichkeit.

„Liebe Alice,“ sagte Maurice, „bist Du nicht glücklich, mich hier zu sehen?“

„Wozu diese Frage?“ antwortete die junge Dame; „ist es doch stets mein höchstes Glück, bei Dir zu sein?“

„Ja das weiß ich,“ sagte der Major mit sanfter gerührter Stimme, „Du bist immer glücklich in meiner Nähe. Wie befinden sich Deine Eltern?“

„Im besten Wohlfsein,“ war die Antwort.

„Sind ihre Gefühle gegen mich immer noch dieselben?“

„Ja freilich,“ antwortete sie.

Der junge Mann seufzte.

„Sie hassen mich, weil ich arm bin,“ sagte er, „aber ist denn Armuth ein Verbrechen? Wenn ich reich wäre, so würden sie ganz andere Gefühle gegen mich hegen.“

„In meinen Augen gilt Reichtum nichts,“ sagte Alice. „Vielleicht wenn ich arm wäre, würdest Du mich zärtlicher lieben.“

„Das wäre eine Unmöglichkeit,“ sagte der junge Mann. „Fast fürchte ich, daß ich Dich noch inniger liebe, als meine Eltern.“

Die junge Dame schwieg.

„Ich muß Deine Eltern sehen, bevor ich gehe,“ fuhr der Major fort.

„Bevor Du gehst?“ rief Alice.

„Ja, hast Du noch nicht gehört, daß unser Regiment nach dem Kriegsschauplatz beordert ist?“

„Ach nein!“

„Und doch ist es so.“

„Und Du gehst auch?“

„Freilich.“

„Wenn?“

„Übermorgen.“

„So bald?“

„Ja.“

„Du wirst niemals wiederkehren.“

„Sprich nicht so,“ sagte der junge Mann in beinahe feierlichem Tone.

„Gott wird über mir wachen.“

„Alltäglich will ich ihn um Deine Rückkehr anflehen.“

„Thue das, Alice. Fern von der Stätte meiner Geburt, fern von dem Geschöpfe, das ich auf Erden am heißesten liebe, will ich Deiner gedenken und Gottes Schutz für Dich ersuchen.“

Thränen entströmten den Augen der jungen Dame.

„Ja, Alice, Du wirst stets mein Gedanke sein. Im Gewühle der Schlacht will ich Deiner gedenken, der Gedanke an Dich wird meinen Muth verdoppeln und wenn ich fallen sollte“ — hier versagte ihm die

Stimme — „dann soll auch Dein Name noch auf meinen erbleichenden Lippen schweben.“

„Sprich nicht vom Tode,“ sagte Alice schauernd, „das Leben hätte keinen Werth mehr für mich, wenn Du nicht mehr wärest.“

„Ist Dein Vater zu Hause?“ fragte Maurace.

„Ja.“

„Ich muß ihn sehen. Wo ist Deine Mutter?“

„Auf Besuch in einem Nachbarhause.“

Der Major trat in's Haus, bald stand er im Gesellschaftszimmer. Am obern Ende desselben, in der Nähe des Fensters saß ein Mann von 50—60 Jahren und schrieb.

Der Major hatte die Thüre so leise geöffnet, daß es der Alte gar nicht bemerkte. Der junge Mann trat an den Tisch und berührte leise die Schulter des Schreibenden.

„Guten Morgen, Herr Wilson,“ begann er, „guten Morgen.“

Der Alte drehte sich erschrocken um, faßte sich jedoch schnell und sprach mit strenger Miene:

„Habe ich Euch mein Haus nicht verboten?“

„Ja, Herr, und doch —“

„Und doch habt Ihr Euch unterstanden —“

„Mein Herr!“ unterbrach ihn Maurace Harper mit finsterem Blick.

„Ich sage, Ihr habt mein Gebot mißachtet!“

„Nur dies eine Mal.“

„Habt Ihr Alice gesehen?“

„Ja.“

„Und sie auch gesprochen?“

„Ich habe.“

„Habe ich Euch nicht jeden Verkehr mit ihr untersagt?“

Der junge Mann erwiderte nichts.

„Antwortet mir!“

„Ja — Ihr habt mir verboten, mit Eurer Tochter zu verkehren.“

„Und doch thatet Ihr es! Hier ist die Thüre!“

„Hört mich nur einen Augenblick!“

„Soll ich meinen Diener rufen?“

„Ihr müßet mich hören. Ich habe Euch wenig zu sagen,“ antwortete der Major. „Uebermorgen gehe ich nach Rußland!“

Ein Freudenstrahl belebte des Alten Gesicht.

„Ich gehe, um vielleicht nie wiederzukehren!“

„Nun?“

„Aber wenn ich zurückkehre — wenn ich in den Kriegsberichten mit Auszeichnung genannt, wenn ich befördert werde — habe ich dann Hoffnung auf die Hand Eurer Tochter?“

Der Alte sagte kein Wort.

„Bedenket, es ist mehr als wahrscheinlich, daß ich nicht zurückkehre; werdet Ihr mir meine Bitte abschlagen?“

„Wenn Ihr befördert werdet,“ sagte der Alte langsam, „wenn Ihr mit Auszeichnung genannt werdet, dann will ich Euern Wunsch erfüllen — unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Daß Ihr an meine Tochter nicht schreibt.“

„Ich nehme die Bedingung an unter dem Vorbehalte, daß ich an Euch schreiben darf.“

„Warum wünschet Ihr, an mich schreiben zu dürfen?“

„Damit Ihr wißt, wie es mir geht und — —“

„Ich nehme diesen Vorbehalt an. Lebt wohl!“

Maurace Harper verbeugte sich und verließ das Zimmer. Er fand Alice an derselben Stelle, wo er sie verlassen. Nach kurzem Gespräch und einer langen Umarmung trennten sich die Liebenden.

Drei Tage nachher segelte Maurace Harper mit seinem Regimente ab und kam nach kurzer und glücklicher Fahrt vor Sebastopol an.

Viertes Kapitel.

Die Aushebung. — Niklas und Moro Burnett. — Der Scharfschütze.

Wir kehren jetzt zu Reich Stractdoff zurück.

Es war drei Uhr Nachmittags. Der Sturm hatte sich vollends gelegt und hell strahlte die Sonne. Die Trinkstube war voll von Gästen, die alle nach Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz verlangten.

„Wirth!“ rief einer derselben, „wir hören, daß je der sechste Mann aus dem Dorfe in die Armee treten muß. Ist es wahr?“

„Leider ist es so,“ antwortete Reich Stractdoff. Die Namen der ganzen Altersklasse von achtzehn bis vierzig sind aufgezeichnet und spätestens in zwei Stunden werden die Commissäre hier sein, um die Aushebung vorzunehmen.“

„Wißt Ihr, wie viele Namen in dem Verzeichnisse stehen?“

„Dreihundert, glaube ich,“ antwortete der Wirth.

„Und von diesen dreihundert werden fünfzig ausgehoben werden.“

„Ich hoffe, ich werde nicht unter den fünfzig sein,“ sagte der Wirth.

„Ich hoffe es ebenfalls,“ sagte ein Anderer, „es wäre traurig, wenn wir Euch verlören.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und zwei junge Männer traten ein. Sie waren einander so ähnlich, daß man sie auf den ersten Blick als Brüder erkannte. Beide sahen blühend und wohlgestaltet aus.

„Ah, Niklas Burnett!“ rief der Wirth, ihnen die Hände schüttelnd, und Ihr Moro, seid mir beide hier willkommen. Wo waret Ihr seid drei Tagen?“

„Auf der Jagd,“ antwortete Niklas. „Wir waren heute Nacht in großer Gefahr vor den Wölfen; nicht wahr lieber Bruder?“

„Ja,“ antwortete Moro.

„Habt Ihr etwas von den Commissären gehört?“ fragte Reich.

„Ja. Sie haben unsere Namen aufgeschrieben. Wir gehen nach Sebastopol, mögen wir ausgehoben werden oder nicht. Gebt uns ein Glas Brantwein. Wie befinden sich Eure Töchter?“

„Ganz wohl; sie werden sich freuen, Euch zu sehen.“

„Füllet die Gläser, Freunde,“ rief Niklas; „es gibt einen Toast. Unsere Feinde, die Engländer und Franzosen, mögen sie unter unseren Händen sterben; mögen sie zu Grunde gehen, wie die Armee Napoleons, als sie Rußlands heiligen Boden betrat; möge es ihnen an Kleibern zur Deckung ihrer Blößen, an Zelten zum Schutz vor dem

Wetter gebrechen! Drei Lebehochs unserem Kaiser; drei Vereats den Allürten!"

"So ist's recht," rief der Wirth. "Der Brantwein, mit dem ihr diesen Toast getrunken, kostet Euch nichts! Füllet die Gläser und trinket nochmals."

Raum war dies geschehen, als sich die Thüre öffnete und drei Männer mit Büchern unter dem Arme eintraten. Es waren die Commissäre. Die Zechenden erhoben sich ehrerbietig.

"Ist die ganze Mannschaft des Dorfes hier?" fragte einer der Commissäre.

"Nein, nicht Alle," antwortete Reich, nachdem er sich im Zimmer umgeschaut.

"Hier kommen die Andern," sagte Niklas, als sich die Thüre öffnete und eine Anzahl Männer eintrat. Die Commissäre schlugen ihre Bücher auf und legten den Zeigefinger auf die erste Seite.

Reich Stractdoff!"

Der Wirth fuhr erschrocken empor.

"Ist es nicht ein Irrthum?" fragte er.

"Nein," war die Antwort; "nehmet Euer Gewehr."

Stractdoff nahm sein Gewehr und schien resignirt zu sein.

"Moro Burnett!"

"Hurrah!" schrie Moro, seinen Hut schwingend.

"Niklas Burnett!"

"Bravo!" rief Niklas, sein Gewehr schulternd. "Nun mache ich Jagd auf die Allürten, wie bisher auf die Wölfe. Der Kaiser lebe hoch!"

"Still!" rief einer der Commissäre. "Haltet Eure Begeisterung zurück, bis wir alle Namen verlesen haben; dann mögt Ihr schreien und jubiliren, so lange Ihr wollt."

Nach einer Stunde war man mit der Aushebung fertig und es entspann sich jetzt eine merkwürdige Scene. Die eine Hälfte der fünfzig Ausgehobenen spielte die Allürten, die andere die Russen und so führten sie in der geräumigen Stube ein förmliches Scheingefecht auf. Aber dasselbe nahm ein trauriges Ende; denn im Gedränge wurde der Ofen umgestoßen, das Haus fieng Feuer und war in einer Stunde bis auf den Grund abgebrannt.

"Ein schönes Tagewerk!" sagte der Wirth, der sich auf sein Gewehr stützte und in die rauchenden Trümmer blickte.

"Kümmert Euch nicht darob," sagte einer der Commissäre, "der Verlust wird Euch aus dem Schatze vergütet werden. Haltet Euch marschfertig bis Morgen 10 Uhr."

"Wo ist mein Weib?" rief Stractdoff. "Ach hier bist Du."

Ich wünsche, daß Du das Haus wieder aufbauen läßt, wenn ich das Dorf verlassen habe; oder besser, Du wartest, bis ich zurück bin. Wo sind unsere Töchter?"

Raum hatte er den Mund geschlossen, als ein Schuß fiel und eine Kugel seine Kappe streifte.

"Ich sagte Euch, daß ich's könne!" rief Minie, indem sie herantrat. "Hab' ich Euch getroffen, Vater?"

"Das will ich meinen," antwortete der Wirth. "Ein wenig tiefer und die Kugel säße mir im Gehirn."

"Ihr sehet, Herr," sagte Minie zu einem der Commissäre, indem sie ihr Gewehr schulterte, "Ihr sehet, ich bin ein guter Schütze. Wollet Ihr noch eine Probe, so leget einen Apfel auf Euern Kopf und ich schieße ihn auf 40 Yards herunter, ohne Euch ein Haar zu verletzen."

"Verzeiht, junge Dame," sagte der Commissär, den es nicht nach der Position des kleinen Walter Tell gelüstete, dem sein Vater auf Gefler's Befehl einen Apfel vom Kopfe schoss. "Verzeiht, junge Dame, Ihr habt mir einen hinlänglichen Beweis von Eurer Geschicklichkeit im Schießen gegeben."

"So gestattet Ihr denn, daß ich in die Armee trete?"

"Nun — was versteht Ihr denn vom Soldatenhandwerke?"

"Fraget lieber, was ich nicht verstehe," antwortete Minie. "Ich kann laden und feuern; ich kann den Soldaten kochen, kann ihnen das Bett machen, kann die Pferde anschnüren und an den Brunnen treiben, kann Wache stehen; — kurz, ich kann alles Mögliche."

"Gut — ich entspreche Eurem Wunsche."

"Meine Schwester will auch mitgehen."

"Ich erlaube es."

"Wir danken Euch."

Am andern Morgen waren beide Schwestern auf dem Wege nach Sebastopol.

Fünftes Kapitel.

Sebastopol. — Lord Raglan. — Die versuchte Gefangennahme. — Tod des Maurice Sarper.

Der Leser möge uns nun nach Sebastopol begleiten, nach Sebastopol, auf welches die Augen der ganzen Welt gerichtet sind. Wie Jedermann weiß, ist Sebastopol einer der festesten Plätze Rußlands.

Es war an einem schönen Herbstnachmittage im Jahre 1854. Der Himmel, der am Morgen trüb und wolkig gewesen, hatte jetzt jene freundliche Physiognomie, welche beständiges gutes Wetter verspricht. Die feierliche Stille wurde nur zuweilen durch einen Kanonschuß unterbrochen; von beiden Seiten flog zuweilen eine Kugel in hohem Bogen zum Feinde hinüber, ohne jedoch absonderlichen Schaden anzurichten.

Auf einem Hügel nahe bei der Stadt erblickte man drei Personen, die aufmerksam durch ihre Fernrohre die Befestigungen musterten. Es waren Lord Raglan, der englische Obergeneral, Oberst Parker und Major Dormant. Nachdem sie längere Zeit schweigend durch ihre Gläser geblickt, begann Lord Raglan:

"Ich glaube, wenn wir unsere Kanonen hier aufgepflanzt hätten, so wäre die Wirkung weit größer gewesen. Was meinen Sie, Oberst?"

"Ich bin ganz Ihrer Ansicht," erwiderte der Oberst, die Hand an seine Mütze legend.

"Und Sie, Dormant?"

"Auch ich glaube so," antwortete der Major, sich verbeugend.



In diesem Momente hörte man lautes Hurrah-Rufen und einen Kanonenschuß. Die drei Militärs richteten ihre Gläser auf das Lager der Mäurten.

„Wie ich erwartet habe — die Verstärkungen,“ sagte Raglan. „Ihr Anblick wird den Muth ihrer Kameraden auf's Neue entflammen. Ah, wer kommt dort?“

In vollem Galopp näherte sich ein Reiter. Am Fuße des Hügels angekommen, setzte er über ein gewaltiges Felsstück und befand sich wenige Minuten nachher an der Seite des Feldherrn.

„Das war ein kühner Sprung, nicht wahr, Dormant?“ sagte Raglan, sich zu dem Major wendend.

„Ich sah nie einen schöneren,“ antwortete dieser.

„Ihr Name, junger Mann?“ fragte Raglan, als der junge Mann abstieg und seinen Hut lüftete.

„Maurace Harper,“ lautete die Antwort.

„Woher?“

„Von England.“

„Wenn kamen Sie an?“

„Vor einigen Minuten mit den Verstärkungen. Ich habe Ihnen Depeschen von England zu überreichen.“ — Dabei zog er mehrere mit dem Wappen Englands versehene Packete aus der Tasche und übergab sie dem General.

„Ich werde das in meinem Zelte lesen,“ sagte der General. „Nun, Maurace, was spricht man in England von der Belagerung?“

Der junge Mann zögerte.

„Sprechen Sie,“ sagte Raglan, „ich liebe es nicht, zweimal zu fragen.“

„Man murret darüber, daß die Festung noch nicht genommen ist,“ bemerkte endlich der junge Mann.

„So — man murret?“ rief der General mit gerunzelter Stirne.

„Ich wollte nur, diese Ritterer wären hier, um sich selbst zu überzeugen, was das für eine Festung ist!“ Dabei gieng er unwillig auf und ab.

„Wo ist Kossuth gegenwärtig?“ fragte er in aufgeregtestem Tone, kaum selber wissend, was er sprach.

„In England, Mylord.“

„Und was sagt er?“

„Daß von den Truppen, die England hiehergeschickt, aus fünfen nur einer zurückkommen werde.“

„Da hat er wahr gesprochen,“ sagte Raglan. „Mein Gott, wie viele von Englands tapfersten Söhnen sind schon beim vergeblichen Angriffe auf diese Festung geblieben. Aber, glauben Sie mir, wir werden Sebastopol nehmen oder Keiner von uns wird je England wiedersehen!“

„Sehen Sie, Mylord,“ sagte der Oberst, indem er auf das nächste Fort deutete; „der Feind scheint uns zu beobachten.“

„Er möge thun,“ sagte Raglan, indem er nach der bezeichneten Stelle blickte; „der Mann dort mit der Schärpe scheint eine sehr hochgestellte Person zu sein.“

„Vielleicht einer der Söhne des Kaisers,“ meinte Dormant.

„Leicht möglich,“ sagte Raglan.

„Wäre es nicht besser, wir würden jetzt in's Lager zurückkehren?“ fragte der Oberst ehrerbietig.

„Noch nicht, noch nicht,“ war die Antwort.

„Hier kommt schon wieder Jemand vom Lager her, Mylord,“ sagte Dormant, indem er auf einen schnell nähernden Reiter wies.

„Ah — so ist es,“ sagte Raglan; „ich will nicht hoffen, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen ist. Was thun die Russen?“

Dormant richtete sein Telescop nach der Festung.

„Sie scheinen uns zu beobachten,“ antwortete er.

„Vielleicht haben sie meinen Rang entdeckt und sind begierig, mich genau zu sehen,“ sagte der General.

„Wahrscheinlich ist es so,“ erwiderte Dormant.

Alle schwiegen, bis der Reiter herankam.

„Ihr Auftrag?“ fragte Raglan.

„Eine Note von General Carthright,“ antwortete der Reiter sich verbeugend.

Raglan erbrach die Note.

„Nur ein Privatschreiben,“ — hiermit beantwortete er Dormant's fragenden Blick. „Und jetzt will ich einen Plan entwickeln, der uns, wie ich hoffe, in den Besitz der Festung setzen wird. Meine Herren, nehmen Sie gefälligst Platz?“

Wir verlassen jetzt die Engländer und begeben uns nach dem Fort, wo wir schon vorhin Russen versammelt sahen.“

Ein junger Mann von ungefähr 22 Jahren stand an einer der zahlreichen Kanonen des Forts und richtete sie. Die Achtung, die ihm bezeugt wurde und das ehrerbietige Schweigen, das die Umstehenden bei jedem seiner Worte beobachtete, bewies, daß er vom höchsten Range war. Und in der That — der junge Mann war kein Geringerer, als der Großfürst Michael, der vierte Sohn des Czaren, General-Quartiermeister der Artillerie, Commandeur der zweiten Artillerie-Brigade der kaiserlichen Garde, Adjutant des Kaisers, Oberst eines Lanciers-Regiments, eines Dragoner- und eines berittenen Jäger-Regiments, ferner Eigenthümer des 26ten österreichischen Infanterie-Regiments und Chef des vierten preussischen Husaren-Regiments.

„Ja es muß der englische General sein,“ sagte der Großfürst, indem er die englischen Officiere durch sein Telescop betrachtete. „Reicht keine unserer Kugeln bis zu jenem Hügel?“

Einige Officiere verneinten diese Frage.

„Verdammt,“ murmelte der Großfürst vor sich hin; „doch — sei's wie es will — fast bin ich entschlossen, es zu versuchen.“

Die Officiere sahen sich ängstlich an, denn sie wußten nicht, welche Gedanken im Kopfe des jungen Großfürsten zu reifen begannen.

„Es wäre glorreich, alle fünf zu Gefangenen zu machen,“ murmelte der Großfürst.

Ein Moment — und 12 Schwerter wurden aus der Scheide gezogen, 12 Hüte wurden geschwenkt und 12 Knie beugten sich vor dem jungen Kaisersprosse.

„Ah,“ sagte dieser mit einem freundlichen Lächeln um seine Lippen; „ich sehe, Ihr Alle versteht, was ich will. Was denket Ihr davon? Wäre es nicht glorreich?“

„Ja,“ lautete die einstimmige Antwort.

In diesem Augenblicke wurde der Kreis, der sich um den Großfürsten

gebildet, von fünf Personen durchbrochen. Unbedeckten Hauptes beugten sie die Knie vor dem Prinzen.

„Ah — wer seid Ihr?“ fragte Michael.

„Fünf Personen, bereit, sich in den Tod zu stürzen, sobald Ihr es befehlet,“ antwortete ein junger Mann.

„Stehet auf,“ sagte der Prinz, und mit dem Finger nach dem Hügel deutend fragte er: „Seht Ihr die Engländer dort?“

„Ja,“ antworteten sie.

„Meinet Ihr, Ihr könnt sie gefangen nehmen?“

„Wir wollen es versuchen.“

„Ich frage nicht weiter. Man bringe fünf Pferde daher. Eure Namen?“

„Ich heiße Niklas Burnett,“ antwortete einer der Fünfe.

„Und Ihr?“

„Moro Burnett.“

„Seid Ihr Niklas' Bruder?“ fragte der Großfürst weiter.

„Ja.“

„Und wie heißet Ihr?“

„Minie Stractdoff.“

„Ein Frauenzimmer!“ rief der Prinz erstaunt; „ein Frauenzimmer in Soldatenkleidern.“

„Auch die Frauen können dem Vaterlande dienen,“ antwortete Minie stolz.

„Das ist wahr,“ sagte der Prinz, „aber hier ist noch eine!“

„Sie ist meine Schwester.“

„Ihr Name?“

„Kisbirn Stractdoff.“

„Und wer seid Ihr?“

„Ich bin der Vater der zwei Mädchen,“ antwortete eine männliche Stimme. „Ich heiße Reich Stractdoff.“

Wohlgefällig ruhten die Blicke des Prinzen auf dieser Gruppe.

„Wenn selbst Frauen für's Vaterland fechten, was müssen dann erst die Männer thun!“ rief er. „Glaubet Ihr immer noch, daß Ihr die Fünfe auf dem Hügel dort gefangen nehmen könnt?“

„Wir können es versuchen,“ antworteten sie wie aus einem Munde.

„So steigt denn zu Pferde,“ rief der Prinz. „Moro und Niklas, wenn es gelingt, so ernenne ich Euch zu meinem Adjutanten; Ihr, Reich, sollt Capitän werden, und die jungen Damen hier will ich so fürstlich beschenken, daß sie und ihre Männer stets im Ueberflusse leben: Zu Pferde denn und vorwärts!“

Die Fünfe sprangen auf's Pferd und galoppirten dem Hügel zu.

„Seht, seht, Mylord,“ rief Maurice Harper, als er die Reiter herankommen sah. „Der Feind kommt! fliehet, fliehet, ehe es zu spät ist!“ — Und ihres gegenseitigen Ranges vergessend, drängte er den General zu seinem Pferde. Alles das geschah so schnell, daß Raglan, ehe er sich's versah, im Sattel saß.

„Fliehet, fliehet, Mylord,“ rief Dormant. „Wir wollen hier bleiben und ihnen den Weg versperren. Es sind ihrer nur fünf.“

„Maurice Harper,“ sagte Raglan, „für Euer wackeres Benehmen werde ich Euch, wenn Ihr zurückkehret, zum Oberst ernennen.“

Den jungen Mann überkam ein wahrer Freudenrausch bei diesen Worten. So schnell die Günst des Generals erworben! Zum Oberst ernannt werden, und so bald! Die Freude machte ihn sprachlos. Er dankte nur mit einer Verbeugung. Der General beobachtete noch einen Augenblick den herannahenden Feind und sprengte dann den Hügel hinab.

„Jetzt, Alice!“ rief Harper, sein Schwert ziehend; „setzt einen kühnen Griff in die Urne des Glücks und des Ruhmes; heute will ich Deinem Vater beweisen.“

Noch ehe er den Satz vollendet, sah er sich von den fünf Reitern angegriffen. Schon waren Dormant und der Oberst niedergeschlagen und stöhnten unter den Hufen der feindlichen Rosse.

„Ergebt Euch!“ riefen die zwei Brüder, mit ihren Schwertern zum tödtlichen Streiche ausholend.

„Niemals!“ antworteten die zwei schwerverwundeten Engländer; noch ein Augenblick — und sie waren todt.

Harper kämpfte wie ein Löwe. Obgleich aus mehreren Wunden blutend, wich er nicht vom Platze. Eine günstige Gelegenheit benützend, hatte er Minie am rechten Arme verwundet; da ritt Niklas wüthend gegen ihn heran.

„Ergebt Euch!“ rief er.

„Ich bin ein Britte!“ antwortete Harper und führte einen furchtbaren Streich gegen den Russen, aber dieser wußte geschickt auszuweichen und durchbohrte dann mit einer raschen Wendung die Brust des jungen Engländers — Harper fiel zum Tode verwundet zu Boden.

Reitch Stractdoff und der noch übrige Engländer waren in einem heißen Kampf verwickelt; beide hatten ihre Pferde verloren und kämpften zu Fuß. Durch einen mächtigen Stoß zwang endlich Stractdoff seinen Gegner auf die Knie und stieß ihm das Schwert in den Leib. Aber die Wunde war nicht tödtlich, der Engländer sprang auf, zog eine Pistole und zielte nach dem Russen. In diesem Augenblicke schauten sich beide, zum ersten Male während des Kampfes, voll in's Gesicht.

„Allmächtiger Gott!“ rief Reitch, indem er zurückprallte, „es ist der Mann, den ich ermordete, es ist —“

„James Wirt!“ rief der Engländer und feuerte. Röchelnd stürzte der Russe zur Erde und — starb. Beinahe in demselben Augenblicke fiel ein zweiter Schuß und auch der Engländer sank in den Arm des Todes. Der Kampf war vorüber.

„Minie,“ sagte Niklas, indem er sich über Stractdoff's Leichnam beugte, „Dein Vater ist todt.“

„Todt!“ rief das Mädchen.

„Ja, ganz todt.“

„Er starb für's Vaterland,“ sagte Minie. „Das ist mein Trost.“

„Und ich rächte seinen Tod,“ sagte Liebörn. „Von meiner Hand starb der Engländer.“

„Ja!“ rief Moro, indem er nach dem englischen und französischen Lager blickte. „Hier kommt eine feindliche Abtheilung. Wollen wir Stand halten und kämpfen?“

„Nein,“ erwiderte Niklas. „Wir wollen nach dem Fort zurückkehren. Seht, der Großfürst winkt uns zur Rückkehr.“

Nach fünf Minuten hatten sie das Fort erreicht.

„Es gelang uns nicht, sie gefangen zu nehmen,“ sagte Niklas; „denn sie wollten sich nicht ergeben. Wir haben alle erschlagen, mit Ausnahme eines Einzigen.“

„Und dieser Eine?“

„Ist der englische General.“

„Nun — das läßt sich nicht mehr ändern,“ sagte der Prinz. „Sedemfalls habt Ihr heldenmüthig gekämpft; nie sah ich größeren Muth! Obgleich es nicht gelang, die Feinde gefangen zu nehmen, halte ich doch mein Versprechen.“

Kehten wir zum Hügel zurück.

Die heraneilende Abtheilung war von Lord Raglan selbst befehligt. Er eiferte die Mannschaft mit lautem Ruf an und versprach Denen, welche den Hügel zuerst erreichen würden, reichliche Belohnung. Bald hatte man den Platz erreicht und es wurde Halt gemacht.

„Ihr dort sehet nach Jenen da, ich will diesen jungen Mann untersuchen,“ sagte Raglan und beugte sich über Harper, der regungslos dalag, sein schönes Haar mit Blut befeuchtet, um seine Lippen ein seltsames Lächeln. In der rechten Hand hielt er noch immer das blutgetauchte Schwert, die linke war unter dem Rücken verborgen. Der General knöpfte den Rock auf und fand in Harper's linker Hand ein Miniaturbild. Es war das Portrait eines Mädchens von so bezaubernder Schönheit, daß der General einen Moment unwillkürlich die Augen schloß. Die Hand, welche das Bildchen hielt war starr, — der General legte seine Hand dem Gefallenen auf's Herz, es schlug nicht mehr. Diese schönen Lippen — noch lächelnd im Tode — sollten nicht mehr die Worte der Liebe flüstern; sie sollten sich nicht mehr auf die gleich schönen Lippen des Mädchens pressen, das er bis in den Tod geliebt hatte. Dieses bleiche Gesicht sollte nie mehr vom Strahle des Glücks und der Liebe verklärt werden? Der arme Marace war todt. Sein Geist war dahin zurückgekehrt, von wannen er gekommen.

Und was dachte der General, als er die schöne Leiche betrachtete? Ach, keine Feder kann seine Gedanken beschreiben! Vielleicht dachte er an die Tage seiner eigenen Jugend, an England, sein schönes Vaterland. Was hätte er nicht darum gegeben, wenn es in seiner Macht gestanden wäre, den jungen Mann in's Leben zurückzurufen! Er, auf welchen die Augen der ganzen Welt gerichtet sind, von dem vielleicht das Schicksal einer ganzen großen Nation abhängt, — er, ein Soldat, der dem Tode so oft schon in's düstere Antlitz geschaut, — der Held von England — weint jetzt!

Und das schöne Mädchen in England! Welche Gefühle durchströmten ihre Brust, als sie die Nachricht vom Tode ihres Geliebten erhielt? — Das kann unsere Feder nicht beschreiben.

O England! Du stolze Meereskönigin! Weißt du nicht, daß wenn zwanzig deiner Kinder gegen hundert Unterthanen des russischen Kaisers fallen, der letztere immer noch Sieger bleibt?! Ja — keinen Augenblick wird der Czar sich bedenken, das Leben von fünf seiner Unterthanen gegen das Leben eines einzigen Engländers in die Schanze zu schlagen.

England! Bedenke dies und nimm dir's zu Herzen!

Sechstes Kapitel.

Die Schlacht vom 5. November.—Die Abreise.—Der Kaiser.—Schluß.

Der Tag, der auf die im vorigen Kapitel erzählten Ereignisse folgte, sollte durch eine der schrecklichsten Schlachten, die je geschlagen wurde, zu einem der blutigsten in der Geschichte werden. Er ist bekannt als der Schlacht-Tag des 5. November. Vor Beginn der Schlacht waren in einem kleinen Fort Sebastopols zwei junge Männer in eine eifrige Berathung vertieft: Der uns schon bekannte Großfürst Michael und sein älterer Bruder, der Großfürst Nikolaus. Letzterer ist der dritte Sohn des alten Szaaren und hat den Rang eines General-Inspectors des Genie-Departements; ferner ist er Adjutant des Kaisers, Titular-Oberst eines Dragoner-Regiments, eines Grenadier- und eines Kürassier-Regiments; Eigenthümer des zweiten österreichischen Husaren-Regiments und Chef des fünften preussischen Kürassier-Regiments. Die Prinzen waren von einem stattlichen Kreise der erfahrensten Generale und Adjutanten umgeben. Endlich erhoben sich die beiden fürstlichen Brüder.

„Wir sind nun entschlossen,“ sagte Nikolaus. „Ist die Armee bereit?“ Die Antwort lautete bejahend.

„Wo sind die vier Personen, die gestern so wacker gefochten haben?“ fragte Michael.

„Draußen erwarten sie Ihre Befehle.“

„Rufet sie herein!“ — Einer der Officiere schritt an die Thüre und im nächsten Augenblicke standen Minie, Lisbirn, Moro und Niklas im Zimmer.

„Ah, hier sind sie!“ rief Michael lächelnd. „Ich ließ Euch rufen, weil ich eine Aufgabe für Euch habe. Seht Ihr hier die Spitzpföcke?“

„Ja.“

„Es sind ihrer fünfzehn! Wenn es Euch gelingt, fünfzehn Kanonen damit zu vernageln, so werdet Ihr eine Gunst und Gnade in noch höherem Grade erwerben.“

„Es ist Alles bereit, meine Herren,“ rief ein Adjutant unter der Thüre.

„Vorwärts denn,“ sagte Nikolaus und Alle verließen das Zimmer.

Der Leser möge uns nun auf's Schlachtfeld folgen.

Um ein Uhr Nachmittags machte ein Theil der Garnison von Sebastopol einen Ausfall gegen die englische Position und um zwei Uhr machte der Rest der Garnison einen Ausfall gegen die französische Position. Zwischen den Engländern und Russen entspann sich nun ein verzweifelter Kampf. Mehrmals wurden die Russen zurückgetrieben, aber stets drangen sie auch von Neuem vor. Die Hauptabsicht der Russen war, die Kanonen zu vernageln, und es gelang ihnen dies wirklich an dreiundzwanzig Stücken; fünfzehn derselben waren allein von Niklas, Moro, Minie und Lisbirn vernagelt worden. Nach Vollbringung dieser gefährlichen Arbeit zogen sich die Russen zurück. Eine französische Division unter General Forey verfolgte sie mit großem Nachdrucke; fortgerissen von ihrer Begeisterung drangen die Franzosen bis unter die Mauern Sebastopols, hier aber wurden sie mit einem mör-



derischen Feuer empfangen. Neue russische Heerescolonnen drangen aus der Festung und die Franzosen mußten sich mit furchtbarem Verluste zurückziehen, mehr als die Hälfte ihrer Mannschaft blieb auf dem Kampfplatze. Der russische General Liprandi, der die Bewegung der Franzosen gesehen und daraus geschlossen hatte, daß die Allirten einen allgemeinen Angriff beabsichtigten, detachirte einen Theil seines Armee-Corps gegen die Engländer, um dadurch dem Feinde eine Diversion zu machen. Dieses Manöver machte General Liprandi, ohne vom Oberbefehlshaber, Fürsten Menschikoff, dazu beordert zu sein. Man denke sich daher das Erstaunen des Letzteren, doch sandte er seinem Unterfeldherrn ungesäumt alle verfügbare Kavallerie zu Hülfe. So entspann sich von Neuem ein heißer blutiger Kampf, der bis zum Anbruche der Nacht dauerte. Fürst Menschikoff gibt in seinem Berichte den Verlust der Russen auf viertausend Tödt und Verwundete an, den Allirten schreibt er zum mindesten einen gleichen Verlust zu. Nach seiner Angabe nahmen zweiundzwanzigtausend Russen an der Schlacht Theil.

Der Bericht des Lord Raglan lautet folgendermaßen:

Im englischen Lager. Montag, 6. November 1854.

„Der Feind griff gestern mit ausnehmender Stärke die rechte Seite der englischen Position vor Sebastopol an. Dieselbe wurde vertheidigt von der zweiten Division, von der Garde-Brigade der ersten leichten Division, von der vierten Division und einem Theile der dritten, wozu später noch die Division des General Bosquet und andere Corps der französischen Armee kamen, die durch ihr tapferes Benehmen wesentlich in dem entschiedenen Erfolge des Tages beitrugen; General Canrobert erschien ungesäumt auf dem Kampfplatze und unterstützte mich mit seinem Beistande und seinem vortrefflichen Rathe. Die Schlacht war außerordentlich hartnäckig und erst mit Anbruch der Nacht wurde der Feind gänzlich geschlagen und zum Rückzuge gezwungen, wobei er ganze Leichenhügel und mehrere hundert Gefangene auf dem Schlachtfelde zurückließ. Der Feind war am gestrigen Tage viel zahlreicher, als an der Alma und sein Verlust ist ungeheuer. Auch wir haben sehr viele Mannschaft verloren. General Sir Georg Brown, General-Major Bentinck und die Brigade-Generale Adams, Buller und Torrens sind verwundet.

Das Betragen der Truppen im Angesichte eines an Zahl so überlegenen Feindes war ausgezeichnet.

Raglan.“

Sogleich nach der Schlacht, sobald die Russen in die Festung zurückgekehrt waren, beriethen sich die beiden Großfürsten mit den Generalen über ihren Verlust, die Zahl der Tödt und Verwundeten und über die mutmaßliche Zahl der Gefangenen. Nach einer Stunde war der Bericht fertig und beide Brüder unterzeichneten ihn.

„Ich möchte wissen, was aus den vier Personen geworden ist, denen ich die Kanonen zu vernageln befahl,“ sagte Michael. „Es ist nicht recht, daß ich erst jetzt daran denke.“

Einer der Officiere erwiderte: „Es ist noch keine Stunde, daß ich sie gesehen habe.“

„Sind sie wohlbehalten?“

„Ja.“

„Sagen Sie ihnen, daß ich sie zu sehen wünsche.“

Der Officier verbeugte sich und verließ das Zimmer; bald aber kehrte er zurück, gefolgt von Niklas, Moro, Lisbirt und Minie.

„Wie viele feindliche Kanonen habt Ihr vernagelt?“ fragte Michael.

„Fünfzehn“ war die Antwort.

„Gut!“ sagte der Prinz. Und jetzt will ich Euch belohnen. Seht Ihr diese vier Papiere?“

„Wir sehen sie,“ war die Antwort.

„Sie sind alle gleich,“ sagte der Prinz. „Ich werde sie dem Kaiser schicken.“

Die Vier sahen einander an; nie hatten sie sich eine solche Ehre träumen lassen. Einen Brief an den Czar zu überbringen — das ist der erste Schritt auf der Bahn des Ruhmes und der Ehre. Der Prinz errieth ihre Gedanken.

„Ich sehe, Ihr seid hocherfreut,“ sagte er, „aber das ist auch kein Wunder. Mancher reiche Edelmann würde sein ganzes Vermögen geben, wenn er jetzt an Eurer Stelle wäre. Gebt mir einen Augenblick die Feder.“

Man übergab ihm die Feder und er schrieb auf jedes der vier Papiere einige Worte des Inhalts, daß der Ueberbringer auf's tapferste gekämpft habe und daß er — oder sie — einer Beförderung durchaus würdig sei. Nachdem er die Briefe geschlossen, faltete er sie und übergab sie den vier heldenmüthigen Personen.

„Ihr müßet sogleich abreisen,“ sagte er, „und zwar alle mit einander. Solltet Euch feindliche Truppen begegnen, so werdet Ihr Euch Bahn zu brechen wissen, und im schlimmsten Falle wird wenigstens einer oder eine von Euch den Sitz des Kaisers erreichen. Nun wisst Ihr, warum ich Euch alle Vier sende. Haltet Euch unterwegs so wenig als möglich auf. Je bald Ihr St. Petersburg erreicht, desto größer wird Eure Ehre und desto glänzender Eure Belohnung sein. Sobald Ihr die Allirten fünf Meilen hinter Euch habt, seid Ihr aller Gefahr enthoben. Nehmet Euch vor Spionen, vor geheimen Feinden, besonders aber vor den Wölfen in Acht. Solltet Ihr durch irgend einen Zufall von einander getrennt werden, so laßt Euch dadurch nicht aufhalten, sondern gehet geradezu Eures Weges. Gebet die Briefe niemals aus der Hand, Ihr könntet derselben sonst leicht verlustig gehen. Saget meinem Vater, daß wir uns wohl befinden, aber schneller Verstärkung bedürfen. Nun kennt Ihr Eure Instruktionen. Habt Ihr noch irgend etwas vorzubringen, Niklas?“

„Ich hatte die Absicht, vor meiner Abreise zu heirathen,“ antwortete der junge Mann, indem er Minie einen liebevollen Blick zuwarf; „aber ich sehe wohl ein, daß ich meine Hochzeit mit dem lebenswürdigen Geschöpfe verschieben muß.“

„Verschiebet diesen Schritt bis zu Eurer Ankunft im kaiserlichen Palaste,“ sagte der Großfürst. „Und nun Bruder, habt Ihr noch etwas zu sagen?“

„Nein,“ war die Antwort.

„So gehet denn. Vor der Thüre findet Ihr Pferde und Reisegeld.“

Die Vier verbeugten sich und verließen das Zimmer. Die nächste Viertelstunde sah man sie schon auf dem Wege nach St. Petersburg. Wir führen den Leser jetzt in den kaiserlichen Palast.

Es war Abend. In einem ziemlich kleinen Zimmer gieng ein hoher imponirender Mann auf und ab, er hatte die Hände nachlässig auf dem Rücken und seine Brust war mit zahlreichen Orden geschmückt. Es war der Kaiser. Plötzlich öffnete sich die Thüre und herein traten vier Diener oder vielmehr Soldaten, und ihnen folgten vier Personen, deren abgetragene bestaubte Kleider auf eine Reise von weiter Entfernung schließen ließen. Bei ihrem Anblick blieb der Kaiser stehen.

„Woher?“ fragte er. „Machet nicht viele Worte, sondern antwortet kurz und bündig.“

„Wir kommen von Sebastopol.“

„Was wißet Ihr Neues von der Armee?“

„Diese Briefe werden Eurer Majestät Auskunft geben.“

Der Kaiser nahm die Briefe und öffnete sie.

„Ha!“ rief er; „eine Schlacht! — viertausend der Meinigen gefallen! — Der Verlust des Feindes nicht minder groß! — Dreißig und zwanzig Kanonen vernagelt! Glorreich! Noch ist die Festung unser! Das sind gute Renigkeiten, doch was steht da? — „Ich sende Ihnen vier Personen — fochten heldenmüthig — vernagelten fünfzehn Kanonen — zwei von ihnen sind Frauenzimmer — hoffe, Sie werden dieselben fürstlich belohnen.“ — Das ist vortrefflich. Gardisten, verlasset das Zimmer.“

Die Soldaten giengen hinaus und unsere vier Freunde waren jetzt allein mit dem Kaiser.

„Ihr liebt einander und wünschet zu heirathen,“ sagte der Kaiser Nikolaus. „Es soll geschehen. Morgen meine jungen Damen, sollt Ihr Euch in die prachtvollsten Gewänder kleiden. Ihr, Minie und Niklas, werdet zuerst vermählt. Moro und Lisbirt werden Eurem Beispiele folgen. Nach Verfluß von einer Woche werdet Ihr, junge Männer, als Adjutanten des Großfürsten Michael zur Armee zurückkehren, und Euch, meine schönen Heldinnen, ernenne ich zu Ehrendamen der Kaiserin. — Ersparet Euch den Dank. — Begebet Euch zur Ruhe, denn wie ich sehe bedürft Ihr derselben.“

Am andern Tage hatten die beiden Brüder und die beiden Schwestern Hochzeit.

REPRODUCED FROM THE COPY IN THE

HENRY E. HUNTINGTON LIBRARY

FOR REFERENCE ONLY. NOT FOR REPRODUCTION